

Ercheint täglich, mit Ausnahme der Tage nach Sonn- u. Feiertagen.

Pränumerationspreis:  
in loco:  
Ganzjährig . . . 10 fl. — fr.  
Halbjährig . . . 5 „ — „  
Vierteljährig . . . 2 „ 50 „  
Monatlich . . . 85 „ — „  
Mit Zustellung in's Haus, monatlich 1 „ — „  
Eingel. Nummern 5 fr. — „

Mit Postverendung:  
im Inland:  
Ganzjährig . . . 7 fl. — fr.  
Halbjährig . . . 3 „ 50 „  
Vierteljährig . . . 2 „ — „  
im Ausland:  
Ganzjährig . . . 9 fl. — fr.  
Halbjährig . . . 4 „ 50 „  
Vierteljährig . . . 2 „ — „

Für die Redaction verantwortlich: Adolf Reissenberger.

Manuskripte werden nicht zurückgeschickt; unfrankirte Briefe nicht angenommen.

# Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

# Siebenbürger Boten.

**Inserate**  
werden in der Administration dieses Blattes (Wintergasse 9) angenommen;  
ferner bei den Annoncen-Expeditoren: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger, in Wien: A. Oppel, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukes, H. Schallak, J. Danneberg; in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a/M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Daube & Co.

**Insertionspreis:**  
Der Raum einer einspaltigen Carondelette kostet beim einmaligen Einrücken 7 fr., das zweite Mal 6 fr., das dritte Mal 5 fr. 8. B., ercl. der Stempelgebühr à 30 ct.

Abonnements-Bureau: In Aelias bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Mühlbad bei Herrn Josef Wagner, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn Johann Stein, Buchhändler; in Altrich bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeidner, Buchhändler; in loco, Unterstadt bei Herrn Ludwig Kurovsky, Kaufmann, Schmeidegasse Nr. 17, woselbst die Abonnements-Beträge franco eibeten werden.

Nr. 202. Hermannstadt, Samstag den 2. September 1893. 109. Jahrgang.

## Frankreich, Rußland und der Dreibund.

Unter dem Titel „Frankreich, Rußland und der Dreibund“ hat der bekannte Staatsrechtler und politische Schriftsteller Heinrich Geffken im Verlage von Richard Wilhelm in Berlin eine umfangreiche Broschüre erscheinen lassen, in der er „geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart“ veröffentlicht. Mit der Objectivität, die der Historiker stets besitzen sollte, vergißt Geffken all die Unbill, die ihm nach dem Tode Kaiser Friedrich's widerfahren, und tritt bereit für die Wichtigkeit der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck ein, die in dem Zustandekommen des Dreibundes gipfelte. Geffken geht von der Beobachtung der Thatsache aus, daß in Frankreich jetzt die russische Allianz als Dogma gilt. Eine Handvoll Chauvinisten terrorisiren die öffentliche Meinung in Presse und Parlament derartig, daß Niemand die Stimme gegen eine Allianz mit Rußland zum Zwecke der Demüthigung Deutschlands zu erheben wage, obwohl die Durchschnittsfranzosen in ungeheurer Mehrheit nur den Frieden wollten. In Petersburg lasse man sich das Liebeswerben Frankreichs gern gefallen, aber man betrachte es lediglich als Mittel für die eigenen Zwecke im Orient. Einig seien die beiden Mächte eigentlich nur in dem Haß gegen den Dreibund, welcher den französischen Revanchegedanken, wie den russischen Plänen auf der Balkanhalbinsel einen unübersteiglichen Damm entgegensetze. An dieser Stelle legt Geffken zunächst ein, um die Bismarck'sche Politik zu loben. Seit 1866 hätten Deutschland und Frankreich in Freundschaft gelebt; trotz alles Strebens nach der Rheingrenze, die bis 1870 in Paris diplomatisch und publicistisch immer wieder hervorbrach, hätten die Deutschen nicht daran gedacht, das Elsaß zurückzufordern. Aber als wir damals angegriffen wurden, sei es, wie Fürst Bismarck später sagte, ein Gebot der Selbsterhaltung gewesen, Straßburg, das Ausfallsthor, zu behalten, von dem alle neueren Angriffe auf Deutschland ausgegangen und das Süddeutschland stets bedrohte.

und daß sie selbst nur deutsche Staatsangehörige zweiter Classe sind. Dazu kommt, daß zwischen Elsaß und Lothringen ein nationaler Gegensatz besteht — letzteres ist mit Ausnahme einiger Grenzorte französisch und kann nur als solches regiert werden. Die notwendige Rücksichtnahme auf diese Thatsache bei gemeinsamen Angelegenheiten ist das größte Hinderniß, daß Elsaß bald wieder ganz deutsch wird. Es ist dringend geboten, diesem Zustande ein Ende zu machen; Lothringen muß in Preußen einverleibt werden, das als Großstaat allein die Kraft hat, kleine Bestandtheile fremder Nationalität zu assimiliren. . . einige Grenzorte könnten zu der kaiserlichen Palz kommen. Elsaß aber wird sicher am besten mit Baden, dessen Bewohner größtentheils gemeinsamen Stammes sind, zu einem Bundesstaate vereinigt. Unmittelbar nach dem Frieden von 1871 mochte Baden sich noch nicht im Stande fühlen, eine solche Vertheilung durchzuführen. . . Diese Lösung hätte vor Allem den Vortheil, den Elsaß-Lothringern, wie den Franzosen zu zeigen, daß die Vereinigung der westlichen Grenzprovinz mit Deutschland eine unumkehrliche Thatsache ist.

Daß auf diese Weise die Stimmung der Franzosen gegen uns gebessert werde, glaubt Geffken freilich nicht, denn er erkennt, daß Frankreichs Haß nicht sowohl durch den Verlust an Gebiet, als vielmehr durch den Verlust des Prestiges als mächtigste Nation erregt worden ist. Hieran knüpft er folgende beachtenswerthen Bemerkungen:

Unzweifelhaft ist es wesentlich das gespannte Verhältniß dieser beiden Staaten, welches die Militäraufgaben stets steigert, die das beste Mittel der Völker verzehren, aber wir liegen nun einmal nicht wie die Vereinigten Staaten zwischen zwei harmlosen Ländern wie Canada und Mexiko, und noch niemals ist eine Abrüstung durch Vertrag erfolgt, sondern lediglich aus gebieterisch wirtschaftlichen Gründen, wie nach 1815, wo die Kriegführenden erschöpft waren. Wenn es inzwischen die Aufgabe der deutschen Politik bleibt, einerseits uns auf den Krieg mit zwei Fronten zu rüsten, andererseits dem Ausbruch desselben vorzubeugen, so bleibt uns Frankreich gegenüber nur die Haltung, mit fester Wahrung unseres Rechtes freundliche Formen zu beobachten, übrigens aber gelassen zuzusehen, wie es in seinem Interesse liegt. Je länger es gelingt, den Frieden zu erhalten, desto mehr tritt der Krieg in den Hintergrund, man hat auch 40 Jahre in Paris gerufen: „Revanche pour Waterloo“, und was ist daraus geworden?

Sollte es aber wirklich ehrgeizigen oder verblendeten Strebern gelingen, das Land in einen Krieg mit Deutschland hineinzureißen, was unwahrscheinlich ist, so lange Frankreich hierfür keinen Verbündeten hat, was bis jetzt nicht der Fall ist, dann allerdings bliebe Deutschland nur übrig, ihm die Macht, uns zu schaden, für immer zu nehmen.

Gegenüber der Wahrnehmung, daß Rußland und Frankreich stets die aggressiven Mächte gewesen, gegen welche ihre Nachbarn sich zu wehren hatten, ist nun für uns Deutsche, gegen die heute vor Allem die Spitze dieser Bestrebungen gerichtet ist, weil man uns mit Recht als den Kern des Dreibundes betrachtet, die geschichtliche Thatsache um so wichtiger, daß jeder Versuch jener beiden Mächte zu einer dauernden Allianz zu gelangen, gescheitert, wenn nicht in sein Gegenteil umgeschlagen ist. Nicht weniger als sechs russische Herrscher, nämlich Peter der Große, Elisabeth, Paul, Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II. haben den Plan eines Bündnisses mit Frankreich verfolgt und keinem derselben ist es gelungen, dasselbe zu verwirklichen.

Der historische Nachweis, daß die hier aufgestellte Behauptung begründet ist, bildet den Hauptbestandtheil des Geffken'schen Buches. Dabei kommt der Verfasser u. A. auch auf die Schlappe, die Rußland in Bulgarien erlitten, und auf die dadurch hervorgerufene Verstimmlung der maßgebenden Kreise des Czarenthums. Bald nach der Verdrückung in Sophia, deren Opfer der Vattenberger Alexander war, habe Rußland ein Abkommen mit Italien treffen wollen, dem zufolge diesem Triest in Aussicht gestellt wurde, wenn es in einem Kriege Rußlands mit den Centralmächten der Verbündeten des Ersteren sein wollte und Frankreich wiederum versprochen die Italienern, wenn sie die Aulirten des Etyées wären, den Besitz des Trentino. Der italienische

Minister-Präsident Depretis ging nicht auf solchen Köder. Frankreich und Rußland aber suchten nun seither auf alle Weise, die Allianz Italiens mit Deutschland und Oesterreich zu sprengen.

Bekanntermaßen sind es nicht nur Frankreich und Rußland, sondern auch der Vatican, die alle mit scheelen Augen auf den Dreibund blicken. Geffken will wissen, daß, wenn die Verträge der Centralmächte mit Italien, abweichend vom österreichisch-deutschen Vertrage, den die Welt nun kennt, geheimgehalten werden und nach Raknoky's Erklärung, die er im Jahre 1892 in den Delegationen abgegeben, geheim bleiben sollen, der Grund hierfür darin zu suchen sei, daß in jenen Verträgen „Italiens Gebietsstand, also auch Rom garantirt wird, und die Veröffentlichung dieser Thatsache die Erbitterung im Vatican gegen den Dreibund noch steigern würde“. Für die Mißgunst des Vaticanus wird der Dreibund durch das Wohlwollen Englands für Italien entschädigt. Geffken sieht übrigens für den Fall einer internationalen Verwicklung auch eine bedeutende militärische Hilfskraft gegen Rußland in der Türkei.

Der Schluß, zu dem Geffken kommt, ist, daß von einem wirklichen, Dauer versprechenden Bündnisse zwischen Frankreich und Rußland heute so wenig, wie in den früheren von ihm ausführlich besprochenen Fällen die Rede sein könne. Auf beiden Seiten tauchten fortwährend Mißstimmungen auf, und es komme immer wieder gegenseitiges Mißtrauen zum Ausdruck. Da überdies Alexander III. persönlich friedliebend sei und gute Beziehungen zu Deutschland unterhalten wolle, sei ein baldiger Ausbruch des europäischen Krieges nicht zu fürchten. Die sicherste Gewähr des Friedens fielen Geffken in der inneren Schwäche des Czarenthums. Er endet seine Betrachtungen mit folgenden Worten: „Sicher verdient diese eventuelle Verstärkung der Tripelallianz in Betracht gezogen zu werden. Auf alle Fälle aber können die zur Erhaltung des Status quo uad des Friedens verbündeten Mächte der Zukunft ruhig entgegensehen.“

## Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 1. September.

Die hiesige „Tribuna“ veröffentlicht zwei Kundgebungen. In einem an das erwähnte Blatt gerichteten Schreiben erheben die Geistlichen griechisch-orientalischer Confession des Bischof-Bereichs Protest gegen das Vorgehen des dortigen Stuhrichters, der ihre angeblich bloß zur Warnung geistlicher Wahlen einberufene Verammlung auflöste. Die Popen brandmarken die Maßregel des Stuhrichters als „eine schmachvolle Verletzung der kirchlichen Autonomie“; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß der Stuhrichter seine auf dem Geleze stehenden guten Gründe hatte, um dem Treiben der Herren nicht unthätig zuzuschauen. — Ferner veröffentlicht „Tribuna“ ein Rundschreiben des griechisch-katholischen Dechanten J. Moldovan aus Mediasch, der seine geliebten Brüder in Christo auf den „grenzenlosen Chauvinismus“ der Ungarn aufmerksam macht und in Folge dessen auf den 7. September eine außerordentliche Synode einberuft, um gegen „die barbarischen und heidnischen Mißthaten der Ungarn, wie sie die wilden Völker Africas nicht ärger begehen“, und gegen deren zu Großthaten, wo auch die Fenster der Kirche eingeschlagen wurden, verurtheilt schmachvollen und kirchenschänderischen Thaten“ feierlichen Protest zu erheben.

In der reichsdeutschen Presse werden die Erörterungen über die Thronbesteigung des Herzogs von Edinburgh fortgesetzt. Der „Reichsbote“ beharrt dabei, daß in der Thronbesteigung durch das Mitglied eines auswärtigen Herrscherhauses eine Gefahr für das deutsche Reich liege. Das conservative Blatt sagt, die formale Legitimität müsse dem nationalen Geiste unterworfen sein. Dieser Auslegung tritt jedoch die „Kreuzzeitung“ scharf entgegen; der conservative Standpunkt verbiete ihr, über das geschichtliche Recht sich aus Gründen sogenannter nationaler Wohlfahrt hinwegzusetzen.

## Feuilleton.

### Die Schwestern.

Novelle von R. Sommer. — (11. Fortsetzung.)

Hier empfing sie Klara's Mutter, eine große, schlanke Frau, mit denselben gutmüthigen, weichen Zügen, wie die der Tochter, welche überhaupt in jeder Linie das verjüngte Ebenbild der Mutter war. Auch sie hieß ihren jungen Gast auf's herzlichste willkommen.

„Endlich haben wir sie, Mama,“ rief Klara fröhlich, „und nun lassen wir sie auch sobald nicht wieder fort, nicht wahr?“

„Gewiß nicht!“ war die freundliche Erwiderung; „wir wollen Alles aufbieten, um unseren lieben Gast möglichst lange hier zu fesseln, aber ich fürchte, wir haben da eine große Macht, die uns entgegenwirkt; wenn ich mich nicht irre, ist Fräulein Ellinor Braut, und —“

Sie hielt plötzlich inne, das junge Mädchen war heftig zusammengezuckt und eine jähle Röthe flog über ihr bleiches Gesicht.

„Nicht doch, Frau Braut,“ versetzte sie schnell, indem sie der freundlichen Dame um einige Schritte näher trat, „Sie sind im Irrthum. Ich — wir haben jene Verbindung gelöst — wir — paßten nicht für einander.“

Diese Worte fielen ihr langsam und schwer von ihren Lippen und wieder jagte eine schnelle Röthe über ihr Gesicht.

„Das waren die Gründe, von denen ich in meinem Briefe sprach, welche mir einen Ortswechsel, eine Reise nach hier so wünschenswerth machten. Sie sehen also, von drüben werden keine Forderungen an mich gestellt werden,“ fügte sie bitter hinzu.

Eine drückende Pause trat ein, die beiden Damen schienen von dieser Eröffnung so überrascht, daß sie nicht gleich eine Erwiderung fanden.

Frau Braun sah sie zuerst, schnell trat sie näher und legte den Arm um die Taille des Mädchens.

„Solche Erinnerungen thun weh,“ sagte sie leise, tröstend, „wir wollen nicht weiter fragen, sondern versuchen, Sie diese Erfahrungen vergessen zu machen.“

Einen Augenblick legte Ellinor ihren Kopf gegen die Schulter der freundlichen Frau, es klang wie ein hervorbrechendes Schluchzen, aber im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt.

„Ich danke Ihnen, o, ich danke Ihnen von ganzem Herzen!“ rief Ellinor in tiefer Bewegung und preßte ihre Lippen auf die Hand ihrer Wirthin.

Klara stand immer noch wortlos, erst eine Mahnung der Mutter rief sie wieder zu sich und ihren Pflichten zurück.

„Willst Du Fräulein Sander jetzt nicht erst auf ihr Zimmer führen, sie möchte gewiß gern den Reisekoffer von sich schütteln. Es ist bald Zeit, zu Tisch zu gehen.“

Klara war sofort bereit. Ihren Arm durch den der Freundin schlingend, zog sie diese mit sich fort und führte sie nach dem Zimmer, das sie ihrem Gast eingeräumt und auf's eleganteste ausgestattet hatten.

Ellinor schaute sich mit verwunderten Augen um. „O wie reizend!“ rief sie und drückte dankend der Freundin Arm. „Das ist ja wie in einem Märchenpalast!“

Klara lachte. „Es ist ja auch eine Prinzessin, die ich hinein führe. Die Umgebung paßt also gerade für Dich. Weist Du noch, daß wir Dich in der Pension immer das „Prinzchen“ nannten? Du hattest ein so vornehmes, apartes Wesen und konntest das Köpfchen so stolz und trotzig in den Nacken werfen, wenn Dir etwas mißfiel. Welt, das ist noch heute so geblieben? Laß Dich einmal ordentlich ansehen,“ fuhr sie fort und zog die Freundin bis dicht unter die Gaskrone, die aus mattrothem Glase ein gedämpftes Licht warf.

Sie hob den feinen, dunklen Kopf leicht empor und sah Ellinor forschend, mit zärtlichem Blick an.

„Noch ganz so, wie damals, nur — die Augen blickten etwas lustiger. Du bist gewiß müde, Schatz — und“ sie strich leicht mit dem Finger um den kleinen, purpurrothen Mund, „dort liegt ein Zug, den kenne ich nicht,

stolz und traurig zugleich, Ellinor —“ sie bog sich noch weiter vor, „hast Du in letzter Zeit viel geweint?“

Das junge Mädchen fuhr heftig empor und der Zug um den Mund vertiefte sich, aber er war jetzt nicht schmerzlich mehr, er war hochmüthig und kalt.

„Geweint? Weßhalb? Weil ich die entlobte Braut bin?“ Sie lachte kurz und spöttlich auf. „Meinst Du, der Bruch hätte mir so wehe gethan?“

„Aber Du liebst ihn doch, Ellinor,“ klang es stöhnend, verwundert zurück, „Du hast es mir in Deinen Briefen mehr als einmal gesagt.“

Eine Purgurglut stieg in Ellinor's Gesicht, dann juckte sie gleichmüthig die Achseln.

„Was bildet man sich nicht Alles ein!“ jagte sie leichtsin, „jezt — weiß ich nichts mehr davon. Ich habe wenigstens den Irrthum noch früh genug erkannt.“

„Warst Du es, die das Verhältniß löste?“ fragte Klara.

Wieder schlug die Flamme in Ellinor's Gesicht.

„Nein — er sandte mir den Ring zurück, weil — ich ihm nicht seinen Willen thun, weil ich keine Sclavin nicht sein wollte. Ich —“ sie brach plötzlich ab, es klang wie Schluchzen in ihrer Stimme, sie preßte die Lippen fest zusammen. „Sprich nicht mehr davon, Klara, wenn Du mich lieb hast, nie mehr!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich kann es nicht ertragen, es beleidigt mich, es verlegt meinen Stolz so unlagbar. O, ich hasse ihn!“

Und ihrer Bewegung nicht mächtig, wandte sie sich und preßte weinend die Hände gegen das Gesicht.

Klara eilte ihr erschreckt nach und umschlang sie zärtlich.

„Berzeih!“ bat sie. „Ich werde nie wieder mit einem Worte daran rühren. Sei ruhig, Liebling, hier wirst Du Alles vergessen, wir wollen Dir dazu helfen. Du glaubst nicht, wie reizend es sich hier in der Hauptstadt lebt und welch' lebhaftes Haus wir haben. Mein Vater hat viele Beziehungen zu Künstlern und Gelehrten. Sie gehen bei uns aus und ein, es ist manchmal ganz amüßant. Heute Abend geben wir in's Theater. Es wird ein neues Stück gegeben von einem unserer beliebtesten Dichter,

Grundin.  
n,  
macher,  
ung).  
sch,  
Franco.

tätsschule

rik

[633] 1-2

der General-

zen-Fabrik.

gigten, der auch

ie im Jahre 1890

die Ausgeschiedenen

reten zu lassen.

(293) 19

Schließt

sicherungen

liche Leben

onen.

Ausschlüsse

usenburg.

nnstadt.

aschinen-

chaft

ST.

iederlage:

ty-utcza 14.

uren,

gezeichnete

Pflüge,

ige,

Vidats'sche

-Geräthe,

dás“.

schinen.

ische Garten-

ahnen 2c.

[111] 16-18





